Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 98 (1916)

Artikel: Aus dem Wirtschaftsleben im bündnerischen Vorderrheintal (Bündner Oberland)

Autor: Hager, P. Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-90296

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Wirtschaftsleben im bündnerischen Vorderrheintal (Bündner Oberland)

Skizze des Projektionsvortrages von Dr. P. Karl Hager

Im Bündner Oberland herrscht seit anderthalbtausend Jahren ein relativ intakt erhaltener Ackerbaubetrieb vor, zum Teil noch mit uralten Betriebsmethoden, die aber in den vier letzten Dezennien sich allmählich neuen Errungenschaften angepasst haben. Genauen historischen Aufschluss über den Wirtschaftsbetrieb besitzen wir erst aus der fränkischen-deutschen Periode, dem 8. und 9. Jahrhundert — Testament des Bischofs Tello und deutsches Reichsguts-Urbar. — In dieser Periode waren die Bewohner fast ganz Acker-u. Wiesenbauern, im Hoch-und Spätmittelalter bis in die Neuzeit vorwiegend Alpwirtschafter, in der Gegenwart zugleich starke Rassenviehzüchter; doch ist der Ackerbau in hervorragender Weise beibehalten worden. Vor den Kriegsjahren 1914 bis zur Gegenwart betrug die Selbstversorgung an gepflanztem Getreide, Kartoffeln, Flachs und Hanf, einschliesslich der Lodenerzeugung infolge ausgiebiger Schafzucht, und wegen der Selbstverwertung der Milchprodukte im Durchschnitt mindestens noch 50 % des Eigenbedarfes der Bevölkerung, vielfach aber noch 75 %. Seit den Kriegsjahren ist die Deckung der Eigenbedürfnisse meist wieder auf 100 % gestiegen, zum Teil auf 200 und 300 % für die Reserve. Ein vorzüglicher Beweis für die hohe Einschätzung des Ackerbaues in der Gegenwart ist die Einfuhr und zum Teil auch die grosse einheimische Fabrikation der modernsten Pflugapparate bis in die entlegensten Ortschaften, ferner die allgemeine Umwandlung der alten Dorfmühlen in neuzeitlich angepasste Systeme.

Die oberen Ackerbaugrenzen sind ökonomische, d. h. sie fallen mit den oberen Ansiedelungen zusammen; doch reicht der « Spatenstich » zugleich bis zur klimatischen Grenze; wirtschaftliche und klimatische Grenzen stimmen überein; eine Depression der oberen Ackerbaugrenzen ist im Bündner Oberland im Gegensatz zu den übrigen bündnerischen Tälern noch nicht eingetreten. Der Zweck des Getreidebaues ist primär die Körnergewinnung, d. h. die Schaffung der Brotfrucht; sekundärer Zweck ist Erwerb von Stroh für Unterbetten und für die Viehställe; der Anbau für ausschliessliche Strohgewinnung gehört zu den Ausnahmen.

Die oberen klimatischen Grenzen für die regelmässige Anpflanzung von Secale cereale (Roggen), Hordeum tetrastichon var. pallidum (vierzeilige Gerste), Kartoffeln und Flachs steigen im Tavetschertale (St. Gotthard-Oberalp) auf 1730 m über Meer, am Lukmanier (Medelsertal) auf 1650 m über Meer infolge der stärkeren Massenerhebung. Im zentralen Bündner Oberland (Trunser- und Ilanzer Talbecken) reichen die oberen Grenzen nur noch auf 1450 m über Meer beim Anbau derselben Fruchtarten, sowohl der Süd- wie Nordlage. Die stärkere Insolation der Südlage gestattet bis auf 1300 m im Maximum noch den Anbau von Triticum vulgare in verschiedenen Varietäten; auf der Nordlage fehlen die Anpflanzungen von Weizen grösstenteils, einzelne lokal geschützte Lagen ausgenommen. Jn den Talbecken von Truns und Ilanz ist der Weizenbau vorherrschend; bis auf 1400 m wird noch Hordeum distichon var. nutans gebaut; bis auf 1350 m noch Hordeum Zeocrithon (Pfauengerste). Die allgemeine Brotfrucht bleibt aber in allen Lagen und überall Secale cereale, der Roggen.

Sehr beliebt sind im Bündner Oberland die Mischsaaten (rom. mistira); sie halten den reinen Saaten mindestens das Gleichgewicht; die Kombinationen der Mischungen variieren stark. In den höchsten Lagen kommen nur noch Hordeum tetrastichon und Secale cereale in Betracht; in mittleren Lagen Secale cereale und diverse Gerstenarten (Hordeum tetrastichon var. pallidum und var. coeleste, H. distichon var. nutans und H. Zeocrithon, oft alle insgesamt auf dem gleichen Acker ver-

eint); im warmen zentralen Bündner Oberland ist regelmässig Triticum vulgare beigemischt. Diese Saatenmischungen liefern ausschliesslich das tägliche Hausbrot. Gründe für die Beliebtheit der Saatenmischungen vernehmen wir aus dem Munde der Bewohner verschiedene; die Bauernfrauen geben die stereotype Antwort: «Es ist bequemer»; einsichtige Getreidebauern erklären die Mischsaaten als widerstandsfähiger gegen Windwurf, Regen- und Schneedruck und ihre Folgen. Wir persönlich machten auf tausenden von Aeckern die Beobachtung, dass die Halme in den Mischsaaten sich viel üppiger und kräftiger entfalten und auch die Aehrenanlagen sich besser gestalten, als in den reinen Saaten. Das Föhnzonengebiet, die relativ geringen Niederschlagsmengen, der allzu rasche Wasserabfluss der silikatreichen Gefilde, die Notwendigkeit der künstlichen Bewässerung mögen für die günstige Entwicklung und Bevorzugung der Mischsaaten als lokal klimatische Faktoren bestimmend einwirken, im Gegensatz zu schlimmen Erfahrungen mit den Mischsaaten im schweizerischen Mittellande.

Die Frühjahrs- und Herbstwehen des Föhnwindes (teils primäre, teils sekundäre Föhnzone) bedingen die Fruchtbarkeit und die Möglichkeit der reichlichen Getreideanpflanzungen und wirken bestimmend auf die gleichlaufenden oberen klimatischen Getreidegrenzen der Nord- wie Südlagen des Haupttales ein. Der Föhnstrom bricht aus den höher gelegenen Hintertälern und staut sich im zentralen Teil mit tieferem Niveau bei selbstverständlich gleich liegenden Nord- und Südufern; letztere sind ausschlaggebend für die tiefere, aber gleichlaufende klimatische Grenze dieser beiden Talseiten des zentralen Bündner Oberlandes.

Die Abhängigkeit von den Föhnwehen regelt zugleich die Zeit der Anpflanzung wie jene der Ernte und die noch folgende Benutzung der Kornhisten für die Föhnlufttrocknung des geschnittenen Getreides der höheren und mehr beschatteten Lagen. Bei lang dauerndem und hohem Frühjahrsschnee (Ende März, Anfangs April) helfen die Tavetscher Getreidebauern den apernden Föhnwehen dadurch nach, dass sie die zu Aeckern bestimmten Wiesenparzellen mit ausgehobener Erde

überwerfen; die rasch eintretende Aperung benützen die Leute zum sofortigen Pflügen, Aussäen und Eggen. Wir beobachten allenthalben Familiengruppen mit Kind und Kegel und dem nie fehlenden Zwillings-Rindergespann mit dessen Doppeljoch mitten in schneeiger Landschaft hurtig den Acker bestellen, dessen Rand rundum noch hohe Schneeufer umsäumen (siehe Bild 1).

Die rasch emporsprossende Saat unterliegt regelrecht einer sorgfältigen Reinigung von dem gleichzeitig wuchernden Unkraut, vorwiegend für diese Vegetationsperiode: Agropyron repens, Chenopodium album und Thlaspi arvense. Wir sehen überall auf den weiten Fluren Gruppen von Frauen und Mädchen in der jungen, etwa 12 cm hohen Saat rutschend das Unkraut roden; die niedergedrückte Saat steht in wenigen Tagen wieder auf. Schon auf die Wahl des Saatgutes wird sorgfältig geachtet. Heute finden wir in manchen verbesserten Mühlen auch Saatreinigungsmaschinen.

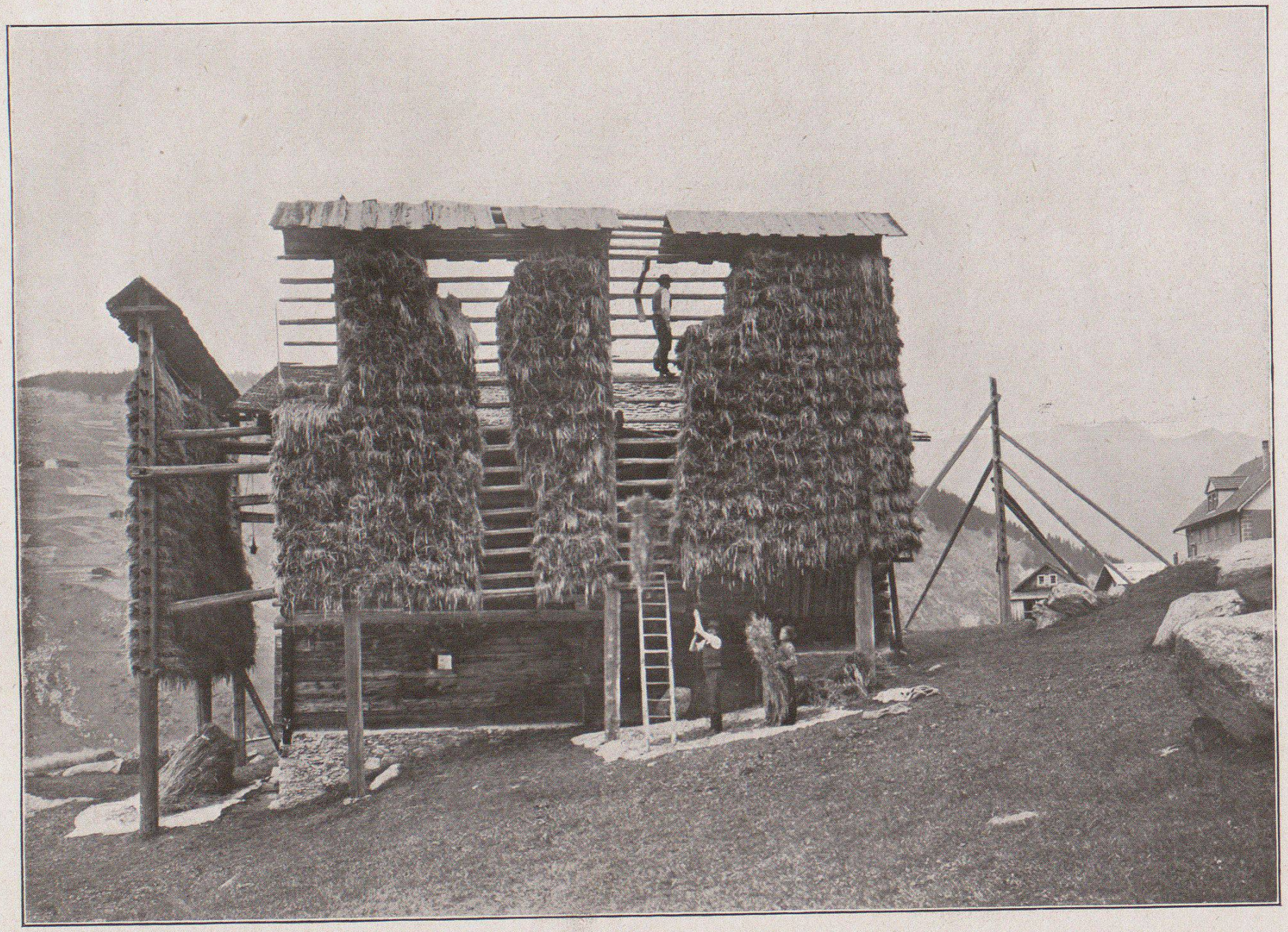
Zu 90 % pflanzt man nur Sommergetreide; Wintersaaten begegnen wir meist in dem zentralen, tiefer gelegenen Bündner Oberland (Trunser- und Ilanzer Talbecken) zwischen 700 bis 1000 m über Meer; doch treffen wir zerstreut noch Wintersaaten selbst bei Curaglia am Lukmanier, etwa 1300 m über Meer. Die Sommeranpflanzungen gewähren in der Regel einen vorzüglichen Aspekt, weniger die Wintersaaten. Die Ursache liegt *im kommunalen Weidgang.* Während der Spätherbst-, Winter- und Frühjahrsperiode, also in der Zeit, da das Vieh der Alpsömmerung entzogen ist und in den Ortschaften sich aufhält, steht sämtlicher Gemeinde-, Korporations- und Privatbesitz dem kommunalen Weidgang offen; daher ist auch der Privatboden nicht durch Zäune geschützt, ausser jenen Parzellen, die durch Loskauf für Gartenanlagen befreit wurden. Die Schädigung der Wintersaaten liegt daher auf der Hand; der Ertrag zwischen Winter- und Sommersaat verhält sich etwa wie 1 : 8.

Bei der Getreideernte wird noch meist die Sichel geführt; eine Handvoll Halme werden im oberen Drittel der Stengelhöhe geschnitten und zu kleinen Bündeln gelegt, endlich zu

Garben gebunden und noch am gleichen Abend zu den Kornhistenstätten geführt oder getragen. Der Oberländer besitzt ganz frei stehende Kornhisten (Chischnès) mit mächtig spreizenden Hebe- und Stützbalken, dann halbfreie Gerüste an der südlichen oder westlichen Stirnseite der Ställe, die nur durch kurze Querbalken, die sogenannten tgauns (Hunde) mit dem Stalle verfestiget sind, aber weit über das Giebeldach des Stalles emporragen (siehe Bild 2); endlich hat er einfache Stalllauben oder Veranden (telinas) mit Balkengerüsten zur Aufnahme der Getreidebüschel. Die telinas sind auf der sonnigen Südlage im Gebrauch, wo die Freilufttrocknung und der volle Luftzug weniger vonnöten sind, um noch in ungünstigen Jahren ein Nachreifen der geschnittenen Frucht auf den Kornhisten bewerkstelligen zu müssen. Meist sind mehrere Parteien Anteilhaber einer grossen Kornhiste; oft sehen wir grosse gemeinsame Kornhistenstätten, z. B. Flond, Obersaxen, Disentis, Caverdiras, Segnas, Tavetsch und Medels. Das Aufstellen neuer Kornhisten findet meist an Sonntagen statt, weil dann genügend kräftige Hände bereitwillig zur Verfügung stehen. Die einzelnen Getreidebüschel werden mittelst Kloben (mit Widerhaken versehen) und Flaschenzug oder auch mit Hülfe langer Stangen auf die Kornhisten befördert und dort zwischen die Querstangen eingeklemmt (siehe Bild 2). Je nach der Witterung bleibt das Getreide 10 bis 20 Tage auf der Kornhistenstatt. Das Dreschen erfolgt heutzutage öfters mittelst kleiner moderner Maschinen, wobei viel Zeit erspart wird; trotzdem ist das Handdreschen noch sehr verbreitet und beliebt. Es finden zweierlei Dreschflegel Verwendung, erst der feste « pal », ein etwas knieförmig gebogener kurzer Holzprügel primitivster Art; mit ihm werden die ersten Gänge, meist in knieend rutschender Stellung gemacht und das Stroh weich geschlagen (siehe Bild 3). Hierauf kommt der fliegende Flegel (flugi) zu Ehren; mittelst einfacher Birken- oder Hasel-Astgabeln wird das vorgedroschene Stroh aufgewirbelt, und die fliegenden Flegel, in stehender Stellung geschwungen, schlagen dasselbe wieder nieder; es ergibt die vollständige Befreiung der Körnerfrucht vom Stroh. Diese etwas umständliche Drescharbeit mit den primitiven Holz-

Naturaufnahme von Dr P. K. Hager.

Säen und Eggen in der schneebedeckten Frühjahrslandschaft.



Naturaufnahme von Dr P. K. Hager.

Beschickung der Kornhisten (C'hischnès) mit Getreidebündeln.

Naturaufnahme von Dr P. K. Hager.

Handdreschen mit dem « pal ».

Naturaufnahme von Dr P. K. Hager.

Heimkehr vom kommunalen Backofen mit den gefüllten Brotladen ; im Winter.

instrumenten auf der Tenne eines jeden Heustadels und zwischen den aufgetürmten Heu- und Emdmassen macht auf den ersten Anblick den Eindruck eines rückständigen, veralteten Betriebes. Tatsächlich ist es eine ausgesuchte und wohl berechnete Arbeitsmethode, um möglichst feines, weiches Bettstroh und gut zerquetschtes Häcksel-Viehfutter neben dem Körnergewinn zu erzielen. Der scheinbar grössere Aufwand von Arbeitszeit kommt ja in dieser Vorwinterszeit für die ländliche Bevölkerung kaum in Betracht. Mit Hilfe der modernen Dreschmaschine erreichen die Leute niemals das feine, weiche, beliebte Bettstroh.

Anmutig nehmen sich die kleinen freistehenden Backöfen in jedem Gehöfte aus, besonders auf der Südlage des zentralen Bündner Oberlandes, wo fast jede Familie ihren eigenen Backofen besitzt, der oft von einem fruchtschweren Birnbaum im Obstgarten oder vom blendendem Weiss eines Hollunder-Fliederbusches überschattet wird. In der Regel aber haben mehrere Familien einen gemeinsamen Backofen, an dem jede Hausfrau abwechselnd ihrer Pflicht obliegt, oder wo eine gemeinsame Bäckerin für den Dienst abgelöhnt wird. Es mutet uns besonders eigenartig an, wenn wir die Bäckerin und den Hausherrn in winterlicher Landschaft mit der vollen langen Brotlade auf den Schultern durch tiefe Schneepfade vom freien verschneiten Backofen zur fernen warmen Behausung schreiten sehen (siehe Bild 4). Die gut durchbackenen Brotlaibe bestehen in der Regel aus einem Gemisch von Gersten-, Roggen-, beziehungsweise auch Weizenmehl.

Das mittlere und hintere Bündner Oberland hat typische Wechselwirtschaft; auf meist drei Jahre Ackerbau derselben Scholle folgen 5-10 Jahre Wiesenbau. Der periodische Umbruch des Wiesenlandes ist schon deshalb vonnöten, um die Grasnarbe vor Verfilzung und Erstickung zu retten. Der natürliche Ausgleich für die Scholle sowohl, wie für das soziale Leben und Gedeihen der Bevölkerung dieses zentralen Alpen- und Längstales liegt daher naturgemäss in einer klugen Beibehaltung des Ackerbaubetriebes. Die Bewohner sind sich dessen übrigens wohl bewusst, obschon der Fremdenverkehr, die

Hotelindustrie und die « Reisläuferei » beiderlei Geschlechtes in den sommerlichen Hoteldienst den Hang zur Bequemlichkeit und den Verlust der Liebe zur Bearbeitung der heimatlichen Ackerscholle in den letzten Dezennien mächtig gefördert haben. Wohl hundertmal hörten wir dieses Selbstbekenntnis: «Wir sind zur Landarbeit und besonders für den Ackerbau zu bequem geworden», klagend aussprechen.

Die Notlage vieler heimatlicher Erwerbszweige während dieser Kriegsjahre hat auch auf die Bündner Oberländer tiefen Eindruck gemacht und ihnen klar den Wert und das Glück einer bescheidenen Selbstversorgung wieder vor Augen geführt. Die weisen Vorsätze, den Ackerbau beizubehalten, werden auf fruchtbares Erdreich fallen; denn alt und jung verstehen noch die Hacke zu führen, den Pflug zu lenken und die Sichel zu schwingen; die Ackerbauinstrumente sind noch blank in der Hand des Bündner Oberländer Volkes.